

Dunkelheit ineinander übergehen, Radikalität der Theodizee, Ruf nach Humanität, der auch gegenüber der Kirche erhoben wird, Zusammenhang von Religion und Politik – das und anderes mehr sind Themen, die in der Neuzeit immer mehr im Gegenüber zum christlichen Erbe ihre Klärung verlangen. Literarisch wird der Übergang vom Lächeln zur Lächerlichkeit des Christlichen zu einem Merkposten. Wie aber Aufklärung und Romantik zusammengehören, müssen auch religionskritische Töne mit der dichterisch vermittelten Suche nach religiöser Ästhetik zusammengeschaut werden. Das belegt Gössmann auf seiner Weise an Hölderlin, Eichendorff und Annette von Droste-Hülshoff. Was in den letzten Jahrzehnten folgt, ist eine Dichtung, in der das Christentum zu einem mehr oder minder verfügbaren Kulturbesitz wird. Der Gegensatz von sakral und profan setzt sich durch. Deutlicher als zuvor tritt zum christlichen Spektrum, sofern es noch erscheint, das jüdische.

Das Fazit: „Es gibt Utopisten, zu denen ich mich rechne, die davon träumen und sich darum bemühen, eine ganze Stadt, eine Region aus Lethargie und Kulturkonsum aufzustören und sich im Rahmen des Möglichen zu literarisieren“ (256). Die Kultur ist „Niederschlag menschlicher Erfahrung und geistiger Entdeckungen in der Gesamtheit“. Die Religion gehört dazu. Vielfach wird sie heute danach beurteilt, was sie einbringt. Lübke hat nach der gesellschaftlichen Funktion gefragt, die sie in der nachaufklärerischen Zeit ausübt. Gössmann erinnert demgegenüber daran, daß das Christentum diese Funktion in dem Maß ausübt, als sie das Unverrechnbare und Unbegreifliche vertritt. Wenn sie Ferment der Kultur bleibt, behält es nach ihm „auch paradoxerweise die Chance, das ganz andere zu sein: Botschaft und Beheimatung eines alten unverbrauchbaren Gottesglaubens“ (260).

H. Waldenfels SJ

HERZOG, Urs: *Geistliche Wohlredenheit*. Die katholische Barockpredigt. München: Beck 1991. 523 S. Lw. 98,-.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten sind einige Arbeiten zur Geschichte der Predigt und

Homiletik erschienen, etwa Alfred Niebergalls „Geschichte der christlichen Predigt“ (Kassel 1955), Johann Baptist Schneyers „Geschichte der katholischen Predigt“ (Freiburg 1969), Friedrich Wintzers „Homiletik seit Schleiermacher...“ (Göttingen 1969) oder neuerdings Eberhard Winklers Beitrag „Aus der Geschichte der Predigt und der Homiletik“ im neuen „Handbuch der Predigt“ (Berlin 1990, 571–614), doch in all diesen Darstellungen nimmt die Predigt zur Zeit des Barocks eine untergeordnete Stellung ein oder wird gar übergangen.

Sie aus der Vergessenheit zurückzuholen, hat sich der Zürcher Ordinarius für deutsche Literatur, Urs Herzog, zur Aufgabe gemacht. Mit einem ausgereiften Werk über die katholische Barockpredigt, das eine Vielzahl gedruckter Predigten zu Sonn- und Festtagen sowie zu Kasualien analysiert und in einer eigenen Schau kommentiert, gelingt es ihm, dem Leser ein sehr lebendiges Bild der damaligen Predigtpraxis vor Augen zu führen. Sein primär literarisches und rhetorisches Erkenntnisinteresse will sowohl die theologische Innenseite der Predigt ausleuchten, ihr Wesen und ihre Wirkung bei den Zuhörern ergründen, als auch ihre äußere Form, ihren Aufbau, ihre Stilmittel und ihre besonderen Merkmale herausstellen.

Es liegt in der Sache selbst, daß die Barockpredigt in die Nähe der Dichtung zu rücken ist und auch als literarische Gattung zu verstehen ist. Denn die Predigt des Barocks gilt als „reich, wort-, farben- und bildprächtig“ (313). Nicht allein, wenn auch vornehmlich, greift sie auf die Heilige Schrift zurück und schöpft aus ihr als erster Quelle; ebenso läßt sie Gedichte und Lieder, Erzählungen und theatralisch-dramatische Elemente einfließen. Die antike Rhetorik aufgreifend, unterscheidet die damalige Homiletik fünf Punkte bei der Predigtproduktion: den Grundgedanken finden (*inventio*, heute in etwa gleichbedeutend mit dem Predigteinfall), den Stoff strukturieren (*dispositio*), sprachlich ausarbeiten (*elocutio*), im Gedächtnis einprägen (*memoria*) und öffentlich vortragen (*pronuntiatio*).

Urs Herzog charakterisiert die katholische Barockpredigt als „ein Englisch Werck“ (109), d.h. als Botendienst vom Himmel zu den Men-

schen und wieder zum Himmel empor. Der Prediger versteht sich als Herold und Diener des Evangeliums, als Werkzeug Gottes und als erster gehorsamer Predigthörer, der „contemplata aliis tradit“ (155), also persönlich Erwogenes und Meditiertes aus dem Geist der Weisheit weitergibt und weder rhetorisch brillieren will noch sich selbst verkündigt oder gar vorwiegend moralisiert wie die spätere Predigt der Aufklärung. Sein Anliegen soll es sein, die Herzen der Menschen anzusprechen und zu bewegen (movere).

In origineller Weise illustriert der Autor die Barockpredigt an der Kanzel als Verkündigungsort. Bereits architektonisch ist sie hoch oben angebracht, um Gemüt und Herz zum Himmel zu bewegen. Sie hat die Form eines Kelches, aus dem der Beauftragte das Wort Gottes austeilte und als „Brandstifter der Herzen“

(95) wirkt. Und auf ihr sind vielvältige Requisiten angebracht, die ein neues Pfingstgeschehen aus der Kraft des Geistes symbolisieren oder die durch biblisch-heilsgeschichtliche Darstellungen die Zuhörer in Bewegung setzen. Auf diese Zuhörer kommt das letzte Kapitel zu sprechen. Ihnen obliegt eine vorbereitende Öffnung vor der Predigt, ein gesammeltes Zuhören (Barockpredigten dauerten zwischen 30 und 60 Minuten) und schließlich das Bewahren und Bezeugen des Predigtwortes.

Die kenntnisreiche, profunde und lesefreundliche abgefaßte historisch-literarische Studie könnte nun noch durch weitere aktuelle Fragestellungen ergänzt werden, etwa von der gegenwärtigen Homiletik oder interdisziplinär von den Kommunikationswissenschaften her.

S. Leimgruber

Gesellschaft

FEST, Joachim: *Der zerstörte Traum*. Vom Ende des utopischen Zeitalters. Berlin: Siedler 1991. 103 S. (Corso.) Lw. 20,-.

Joachim Fest, Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, will die Utopie, weil der Mensch sie eben brauche, in das Reich der Phantasie einsperren, wo sich der Mensch gefahrlos damit vergnügen kann. In ihrer Geschichte seit Thomas Morus hat die Utopie ihre „Unschuld“ verloren, als sie zum politischen Handlungsmodell wurde. Der Verfasser, Autor einer Hitler-Biographie (1973), weist ihre Wirkung ausführlich im Nationalsozialismus auf, der gerade als „Gegenutopie“ zur Aufklärung selbst zur schrecklichsten Utopie wurde. Ein eigenes Kapitel schreibt Ernst Bloch ein „anachronistisches Zwischenspiel“ zu, ohne auf dessen „erratische Philosophie“ eingehen zu wollen. Darin zeigt sich freilich, so nachdenklich die Bloch-Zitate stimmen sollten, auch die Schwäche dieser Utopiekritik, noch mehr in der Wendung von der „christlichen Jenseitshoffnung“, deren zunehmende Säkularisierung in der Tat weltliche Utopien gefördert hat, die aber unter diesem Etikett unzulänglich bezeichnet ist. Denn die christliche Hoffnung war in ihrem Anfang keine Vertröstung auf ein Jenseits, sondern die Erwartung

des Reiches Gottes in der ganzen Welt. Weil der Verfasser die Parusieverzögerung nicht behandelt, entgeht ihm ein Grundmoment der abendländischen Utopiegeschichte. Auch in der Kirchengeschichte konnte diese Erwartung zu einer schrecklich aggressiven „Utopie“ werden, sie blieb aber zugleich die Mahnung, daß der Mensch nicht so bleiben kann, wie er ist. Den „Bruch am Anfang aller Zeit“ nennt der Verfasser einmal (95) den Impuls „aller utopischen Sehnsüchte“, ein Ansatz, der später in der Fülle utopischer Greuel kaum mehr aufscheint. In der Perspektive der christlichen Hoffnung hat der jüngst gestorbene Publizist Walter Dirks seine Rede „an den Geist einer realen Utopie“ 1983 bei der Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises gehalten. Die Utopie ist ein zweideutiges Phänomen, auch die Kehrseite, ihr Ende, kann die „Realität“ im Stich lassen. O. Köhler

RUPPRECHT, Martin: *Ich war obdachlos*. Geschichte eines Lebens und dessen seelsorgliche Begleitung. Freiburg: Lambertus 1991. 96 S. Kart. 20,-.

Die an Zahl wachsenden Obdachlosen sind der heutigen Gesellschaft aus vielen Gründen fremd: wegen ihrer Aufmachung und ihrer eher